

Wiesbadener Zeitung

AMTICHE TAGESZEITUNG DER NSDAP FÜR

DIE KREISE WIESBADEN UND UNTERTAUNUS

Verlag und Schriftleitung: Wiesbaden, Bahnhofstraße 33. Annahmestellen der Anzeigen:
Wiesbaden, Bahnhofstraße 33. Fernsprecher: Sammelnummer 59931. Post-
scheck-Konto Nr. 1270 Frankfurt am Main. Bank-Konto: Nassauische Landesbank, Wiesbaden

Bezugspreis: monatlich RM 2.- zuzügl. 33 Rpf. Trägerlohn, durch die Post RM 2.- (einschl.
20 Rpf. Postzusatzgebühr) zuzügl. 36 Rpf. Beleggeld. Bestellungen beim Verlag, bei jedem
Postamt und den Annahmestellen. Erscheinungsweise: täglich (außer an Sonn- und Feiertagen).



Nummer 301

Freitag, den 22. Dezember 1944

Preis 10 Rpf.

London sagt: „Ein ernster und beträchtlicher Rückschlag“

Unser Angriff schreitet fort — Roosevelt über den weiteren Weg der USA. — Die stolzen Erfolge der Einzelkämpfer unserer Kriegsmarine in der Scheldemündung

as. Berlin, 22. Dezember. (Drahtbericht unserer Berliner Schriftleitung.) Angesichts der deutschen Offensive ist man im gegnerischen Lager recht still geworden. Die sonst so redseligen englischen und amerikanischen Generale und Admirale, die sich so gern in Kombinationen über den Termin des Sieges ergingen, hüllen sich in Schweigen. Sogar das Presseamt für die alliierten Kriegskorrespondenten im obersten Hauptquartier war jetzt, wie Reuter berichtet, zum erstenmal seit der Invasion geschlossen. „weil keine Nachrichten vorlägen“. Auch Churchill hat, wie bereits mitgeteilt, im Unterhaus endgültig auf seine früher angekündigte Erklärung zur Kriegslage verzichtet. Er machte lediglich bei dem Frage- und Antwortspiel zur Griechenlandpolitik eine Anspielung auf die deutsche Offensive, indem er von einem „gefährlichen und denkwürdigen Stadium des Krieges“ sprach. Die Regierung war zweifellos recht froh, daß sich das Unterhaus bis zum 16. Januar verlagte. Die Weihnachtsferien des Parlaments bewahren die Regierung vor indiscreten Fragen militärischer und politischer Art. Lediglich der stellvertretende Führer der englischen Arbeiterpartei, Greenwood, äußerte sich im Parlament kurz über die Kriegslage dahin, man müsse zugeben, daß man einen ernsten und beträchtlichen Rückschlag erlitten habe.

Es ist auch sehr kennzeichnend, daß der sonst so großmäulige Herr Roosevelt in einer Weihnachtsbotschaft an verwundete USA.-Soldaten versicherte, der vor den USA. liegende Weg werde weiter hart sein. Ohne dieses Stillschweigen der Gegenseite zu überschätzen, würden wir doch bereits aus ihm entnehmen können, daß unsere Offensive gut fortgeschritten ist, was zugleich auch aus der wachsenden Gefangenen- und Beutezahl zu entnehmen ist. Zum erstenmal nennt nun auch das OKW. einige Orte. Es berichtet, daß die Straße, die von Lüttich über Bastogne nach Arlon führt (beide Orte an der belgisch-luxemburgischen Grenze), also die Straße, die von Lüttich fast genau in südlicher Richtung verläuft, von den deutschen Truppen in breiter Front

überschritten wurde. Zugleich ist den Angaben des OKW. zu entnehmen, daß die Eingreifverbände des Gegners unseren Vormarsch nicht zu stoppen vermochten. Der Gegner macht hier die alte Erfahrung, daß Verbände, die schnell herbeigezogen und dann „tropfenweise“ in den Kampf geworfen wurden, meist von der Schlacht verschlungen werden. Es wäre müßig, sich in Kombinationen über den mutmaßlichen weiteren Verlauf der Operationen zu ergeben. Auf jeden Fall aber haben wir allen Anlaß, der weiteren Entwicklung mit Zuversicht und größter Ruhe entgegenzusehen, wenn auch niemand von uns die Schwere der Kämpfe und die Größe der zu lösenden Aufgabe unterschätzen wird.

Für den Gegner ist es zweifellos recht schmerzhaft, daß gerade in diesem Augenblick sechs seiner Nachschubtransporter in der Scheldemündung durch Kampfmittel der Kriegsmarine vernichtet wurden. Mehr denn je dürfte Eisenhower jetzt nach Material und nach Nachschub rufen und seine bisherigen Forderungen noch weiter steigern. In den USA. betont man denn auch immer wieder, daß man angesichts der unerwarteten Entwicklung des Krieges in Europa das ganze Erzeugungsprogramm umstellen müsse. Die neuen und unerwarteten Ansprüche von den Fronten führten zu einer derartigen Anspannung aller verfügbaren Kräfte, wie auch der Rohstoffreserven, daß für die Zivilindustrie nichts übrigbliebe. Von einer Umstellung auf die Produktion ziviler Güter könne heute nicht mehr die Rede sein, vielmehr müsse man neue Rüstungsfabriken bauen. Gleichzeitig erheben sich aber auch kritische Stimmen, die die Frage erörtern, ob man denn überhaupt über genügend Schiffsraum verfüge, um dieses ganze Material an die Fronten heranzubringen. Die maßgebende, wenn auch nichtamtliche „Foreign Policy Association“ versichert dazu, daß die zur Verfügung stehenden Schiffe einschließlich all der Fahrzeuge, die die Alliierten raubten, nicht ausreichen, um die von den militärischen Befehlshabern für die Opera-

tionen angeforderten Güter über den Atlantik und Stillen Ozean zu schaffen. Weiter heißt es in dieser Darstellung, manche der Schiffe hätten 20–40 Tage vor der französischen Küste warten müssen, ehe sie entladen werden konnten. Auch diese Darstellung unterstreicht wieder den Wert der tapferen Verteidigung der Atlantik- und Kanallhäfen durch unsere Truppen. Wichtige Häfen werden dadurch auch weiterhin dem Feind entzogen, der gerade jetzt mehr denn je auf seinen Nachschub angewiesen ist. Wie es aber in den Häfen aussieht, die in die Hand des Gegners fielen, zeigt der Bericht eines Schweizer Journalisten, der jetzt Le Havre besuchte. Er stellt fest, daß die Zerstörungen in dieser Stadt noch weit über die in Cherbourg, Rouen und Caen hinausgehen und daß der Hafen sozusagen überhaupt nicht mehr existiere. Die Verteidiger von Lorient, St. Nazaire, Dunkirchen und den anderen deutschen Stützpunkten an der französischen Küste helfen durch ihr vorbildliches Ausharren und ihren fanatischen Widerstand den deutschen Divisionen, die im Angriff und in Verteidigung gegen einen stark gerüsteten Gegner kämpfen, ebenso wie die tapferen Männer, die mit Kampfmitteln der Kriegsmarine den Schlag gegen die feindlichen Nachschubtransporter führten und sechs von ihnen auf den Grund des Meeres schickten.

USA. bluffen mit Zahlen

Dick aufgetragener Rüstungsrekordschwindel

Genf, 22. Dezember. Die Yankees halten den Rekord im Bluff der großen Ziffern. Als das leichtgläubigste Volk der Erde lassen sie sich immer wieder durch Zahlen betäuben. Jetzt hat der Chef der USA.-Kriegsproduktion, General Sommervell, den Ehrgeiz, die Kriegsproduktion der USA. als eine bisher nie erreichte Rekordleistung hinzustellen. Er gibt der staunenden Welt allen Ernstes bekannt, daß die USA.-Rüstung in diesem Jahre bisher nicht weniger als 196 Millionen Uniformen, 15 Millionen Maschinengewehre und 1,8 Millionen große und mittelgroße Geschütze — von den kleinen Geschützen will Sommervell überhaupt nicht erst sprechen — hergestellt habe.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die USA.-Streitkräfte etwa 8 Millionen Mann betragen, von denen nur ein Teil voll ausgerüstet an der Front steht, so erkennt man auf den ersten Blick den Schwindel und die Großsprechererei, die einem leichtgläubigen Publikum zugemutet werden. Die USA. schicken offenbar nicht nur Supertanks und Superflugzeuge, sondern auch Supersoldaten, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat, an die Front. Jeder von ihnen ist mit drei MG. ausgerüstet und mit Wollgepanzert, denn er hat ein Dutzend Uniformen übereinander an. Auf je drei von ihnen kommt ein mittleres oder schweres Geschütz!

Wieviel gedankenlose Zeitungsleser muß es in den USA. geben, wenn man wagen kann, der Öffentlichkeit den Unsinn vorzusetzen! Wir unterschätzen gewiß nicht die Produktion der USA., aber wir lassen uns auch nicht von dem Betrug der nordamerikanischen Mammutziffern blaffen, wie sie General Sommervell bekanntzugeben beliebt.

Die Zeichen der Zeit

Von Reichsminister Dr. Goebbels

Wir entnehmen der neuesten Ausgabe der Wochenschrift „Das Reich“ den nachfolgenden Aufsatz:

Nach den Ereignissen und Erfahrungen der letzten Wochen wird niemand mehr zu behaupten wagen, daß die britische Konzeption des weiteren Kriegsverlaufs und des in der Ferne auftauchenden Kriegsendes auch nur halbwegs mit den Tatsachen übereinstimme. Die englische Kriegführung hat sich auf der ganzen Linie verrechnet und verrannt, und die Folge davon ist eine bunte Serie von Irrtümern, politischen Rückschlägen und denkbar düsteren Aussichten für die Zukunft des britischen Empires.

Wenn man in London noch vor kurzer Zeit glaubte, der allgemeinen Rückläufigkeit in der englischen Interessenlage auf unserem Kontinent durch Verfolgen des Planes einer Westblockbildung in Europa hätte gebieten zu können, so ist auch dieser Versuch schmachvoll gescheitert. England kämpft nunmehr für ein Kriegsziel, das nur noch in der Wunschvorstellung seiner plutokratischen Führungsschicht existiert, in der Welt der realen Tatsachen aber keinen Platz mehr findet. Nicht nur in den Gebieten unseres gegählten Kontinents, in denen die Sowjets Einzug gehalten haben, herrscht der Bolschewismus rücksichtslos und uneingeschränkt; auch die von den Anglo-Amerikanern besetzten Gebiete werden von den von ihm angeführten Fieber-schauern geschüttelt, und es ist leicht an den Fingern einer Hand auszurechnen, wie lange die Soldaten Churchills und Roosevelts noch materielle und moralische Widerstandskraft genug besitzen, um der in allen von ihnen okkupierten Gebieten um sich greifenden bolschewistischen Anarchie mit Waffengewalt zu steuern.

Statt der vier Freiheiten des amerikanischen Präsidenten haben sie Hunger und Elend mitgebracht, und dies sind bekanntlich die Schrittmacher des Kremls. Der Bolschewismus hat seine Fremdenlegionen auf dem Boden aller Länder außerhalb unseres unmittelbaren Machtbereichs stehen, und wenn sie an dieser oder jener Stelle heute noch nicht marschieren, so ist das nur darauf zurückzuführen, daß Stalin seine Stunde noch nicht für gekommen hält. Er hat Zeit und kann warten.

Es gibt auch in England wohl keinen denkenden Menschen mehr, der sich dieser alarmierenden Tendenz der politischen Kriegsentwicklung nicht bewußt wäre. Sie stellt den Schnittpunkt der gesamten Kriegslage dar, und sie übersehen heißt den Krieg aus der Vogelperspektive betrachten. Die anglo-amerikanische Kriegführung hat versucht, den gordischen Knoten dieser verwinkelten Problematik durch eine im ungünstigsten Zeitpunkt gestartete Massenoffensive im Westen zu durchhauen. Dieser Versuch ist auf der ganzen Linie mißlungen und droht jetzt ins Gegenteil des erstrebten Zieles umzuschlagen. Die Verluste, die die westliche Front dabei erlitten hat, hätten sich nur im Hinblick auf einen großen operativen, wenn nicht gar strategischen Erfolg rechtfertigen lassen. Auch in London und Washington wagt niemand zu behaupten, daß dieser eingetreten sei; im Gegenteil. Ein mehrwöchiges Warten der englisch-amerikanischen Angriffsdivisionen in Schlamm und Blut hat nur hier und da zu gewissen Bodengewinnen geführt, die die Kriegsentwicklung um keinen Schritt nähergerückt haben.

Aber auch England und die USA. sind heute material- und menschenmäßig nicht mehr so reich ausgestattet, daß sie sich einen solchen Aderlaß ohne schlimmste Folgen leisten könnten. Man wird also annehmen dürfen, daß diese nunmehr im allgemeinen Kriegsbild in Erscheinung treten werden, und man braucht nur einen Blick in die feindliche Presse zu werfen, um bestätigt zu finden, daß man sich auch in London und Washington darüber völlig klar ist. Wenn es stimmt, daß wir in der Entscheidungsstunde des Krieges stehen, dann kommt es jetzt für jedes kriegsführende Land vornehmlich darauf an, seine Kräfte so rationell einzusetzen, daß es für die letzte Schlacht nicht völlig ausgegeben ist. Gegen dieses elementare Kriegsgesetz hat die anglo-amerikanische Kriegführung in der Hoffnung auf einen entscheidenden Erfolg, mit dem sie das Kriegsende glaubte erzwingen zu können, groblich verstoßen. Es kann erwartet werden, daß der Vorteil dieser Entwicklung bald auf unserer Seite liegen wird.

Wir wiederholen noch einmal unsere alte These, daß eine Gewaltoffensive, die sich den vollen Sieg zum Ziel setzt, dann zu einem absoluten Mißerfolg verurteilt ist, wenn sie nicht zu einem absoluten Erfolg führt. Das liegt daran, daß für sie meistens Reserven eingesetzt werden und auch eingesetzt werden müssen, die, wenn sich weitere umfangreiche Operationen als notwendig erweisen, fehlen, aber nicht fehlen dürfen. Daß die jüngste Schwächung des anglo-amerikanischen Kräftepotentials dem Bolschewismus nur willkommen sein kann, liegt auf der Hand. In Moskau ist man nicht so reinen Herzens, daß man sich bereitfände, eine günstige weltpolitische Situation unausgenutzt zu lassen, um damit den Anglo-Amerikanern einen Gefallen zu tun. Stalin hat niemals daran gedacht, sein altes Ziel einer bolschewistischen Revolutionierung der ganzen Welt aufzugeben. Er sucht dieses Ziel in geschickter Dosierung zu verwirklichen. Wie grausam sind durch den bisherigen Kriegsverlauf schon die Hoffnungen jener Toren vernichtet worden, die da glaubten und glauben machen wollten, daß, wenn Deutschland niedergeschlagen wäre, England und die USA. Europa vor dem Bolschewismus retten würden! Man braucht sich nur die Frage vorzulegen, wann und womit das geschehen sollte, um diese bizarren Vorstellungen als blasse Illusionen zu erkennen. Die Engländer sind froh, daß sie selbst noch leben, und die USA. würden sich zweifellos, wenn es zur letzten Entscheidung käme, auf ihren Kontinent jenseits des Ozeans zurückziehen und es den Völkern Europas überlassen, die Suppe auszulöffeln, die sie ihnen eingebracht haben.

So stehen die Dinge und die gescheiterten Deutungsversuche, die das Gegenteil beweisen wollen, werden durch die sich von Woche zu Woche häufenden Tatsachen in allen Ländern Europas widerlegt. Blutige Machtkämpfe in Frankreich, Belgien, Italien, Griechenland, kurzum überall, wo die Anglo-Amerikaner das Zepter führen, und Friedhofsruhe in Finnland, Rumänien und Bulgarien, kurzum überall, wo der Bolschewismus herrscht. Das heißt mit anderen Worten, daß Stalin die bequeme Möglichkeit hat, auch

25 Stockhiebe für einen deutschen Offizier

USA.-Gangster mißhandeln deutsche Soldaten — Sogar das Trinkwasser verweigert

ff-PK. . . . 21. Dezember. Zwei Offiziere sind aus amerikanischer Gefangenschaft zurückgekehrt. Völlig erschöpft haben sie nach einer fünf-tägigen abenteuerlichen Flucht die deutschen Linien erreicht. Was sie zu Protokoll gaben, wirft ein bezeichnendes Licht auf jene von Neid und Mißbegehrten Licht auf jene von Neid und Mißbegehrten. Es ist auch sehr kennzeichnend, daß der sonst so großmäulige Herr Roosevelt in einer Weihnachtsbotschaft an verwundete USA.-Soldaten versicherte, der vor den USA. liegende Weg werde weiter hart sein. Ohne dieses Stillschweigen der Gegenseite zu überschätzen, würden wir doch bereits aus ihm entnehmen können, daß unsere Offensive gut fortgeschritten ist, was zugleich auch aus der wachsenden Gefangenen- und Beutezahl zu entnehmen ist. Zum erstenmal nennt nun auch das OKW. einige Orte. Es berichtet, daß die Straße, die von Lüttich über Bastogne nach Arlon führt (beide Orte an der belgisch-luxemburgischen Grenze), also die Straße, die von Lüttich fast genau in südlicher Richtung verläuft, von den deutschen Truppen in breiter Front

Bei den Kämpfen im Raume von Aachen schlugen sich Oberleutnant Stach und Leutnant Drechsler nach Kohlscheid durch. Auf ihrer Flucht waren sie Zeugen von dem grauenhaften Wüten und Treiben der amerikanischen Soldaten. In Kohlscheid waren sofort nach Einrücken der amerikanischen Infanterie zahlreiche Verhaftungen vorgenommen worden. Die Wohnungen und Häuser, in denen Bilder führender Persönlichkeiten hingen, wurden geplündert. In Bardenberg lagen etwa zwanzig Leichen von deutschen Offizieren und Soldaten unbestattet herum. Niemand fühlte sich dort seines Lebens sicher. In Würselen wurden seit acht Tagen Zivilisten in einem Bunker gefangen gehalten. Aber auch den deutschen Gefangenen gegenüber verhielten sich die Amerikaner, wie es bisher unter Völkern, die Anspruch auf Zivilisation erhoben, nicht üblich war. Das mußten Stach und Drechsler am eigenen Leibe erfahren.

Ehe sie die deutschen Linien erreichten, wurden sie erkannt und gefangen genommen. Sie wurden aller Wertgegenstände und sonstigen Privateigentums beraubt. Als beim Verhör der Vernehmungsoffizier feststellte, wen er vor sich hatte, schrie er Oberleutnant Stach an: „Auf Sie haben wir schon lange gewartet, Sie Schweinehund. Ihre Einheit hat in den letzten Tagen 800 bis 1000 Menschenleben von unseren Soldaten auf dem Gewissen. Jetzt haben wir Sie endlich, Sie Nazischwein, und werden Sie auch erschießen.“ Leutnant Drechsler wurde, als er Aussagen militärischen Charakters verweigerte, mit vorgehaltener Pistole in den Hof gestoßen. Er mußte sich mit erhobenen Händen, das Gesicht zur Wand, gegen eine Mauer stellen. Der amerikanische Vernehmungsoffizier stand zwei Meter hinter ihm mit entschärfter Pistole und schrie ihn an: „Wollen Sie nun endlich aussagen?“ Anschließend wurden

die beiden Offiziere gezwungen, mit einem einzigen Elmer Wasser, einem abgebrochenen Eßlöffel und einigen Stoffetzen einen Abort mit zwölf Sitzen zu reinigen. Als Leutnant Stach sich darauf berief, daß er als Offizier nach internationalen Abmachungen zu dieser Arbeit nicht herangezogen werden dürfe, versetzte ihm ein Führer der Wachmannschaft 25 Hiebe mit einem Stock.

Mißhandlungen und ständige Bedrohungen mit der Pistole blieben an der Tagesordnung. In Heerlen wurden die beiden Offiziere in einem offenen Gefangenenlager untergebracht. Dort befanden sich fünfzig deutsche Soldaten, die bereits seit drei Nächten unter freiem Himmel — ohne Decke oder Mantel — nächtigen mußten. Als die hungrigen und fast verdursteten Offiziere um Trinkwasser baten, wurden sie höhnisch abgewiesen: „Alle Deutschen sind Schweine und müssen verrecken.“

Mit vierundzwanzig Mann in einem Viehwagen geprügelt — unter ihnen befand sich auch ein 68-jähriger Greis —, sollten sie von Maastricht zum Abtransport bereitgestellt werden. Unter Aufbietung aller Kräfte sprengten die Offiziere die Wagentür und sprangen aus dem fahrenden Zug. Nach einer fünf-tägigen Flucht gelangten sie endlich zu den deutschen Linien.

Diese Graueln und die Mißhandlungen deutscher Gefangenen zeigen das wahre Gesicht der Yankees, der Avantgarde des Chaos und der Brutalität.

ff-Kriegsbericht Walter Buhrow



Der Weg nach vorn

Immer wieder müssen die Fallschirmjäger in Deckung gehen. Der Feind belegt die Trümmer der Frontdörfer mit Artilleriestörungsfeuer, aber das kann unsere Fallschirmjäger nicht daran hindern, ihre befohlene Stellung zu erreichen. Im Sprung geht es dann zur nächsten Deckung.

PK.-Aufnahme: Kriegsberichterscheck (Wb.)

Die Sowjets stellen ihre Forderungen

Sie streben nach Suez-Kanalaktien und Oelanteilen

Nach dem Kabinettsrat, den General de Gaulle in Paris abhielt, sickerte durch, daß die Vertreter des Kreml dem französischen General und Außenminister de Gaulle eine ganze Reihe von Wünschen vortrugen, bei deren Durchsetzung sie um die französische Unterstützung nachsuchten. So wünscht der Kreml, sich an der Verwaltung der internationalen Tangerzone zu beteiligen und die italienischen Anteile der Suez-Kanalaktien zu erwerben. In beiden Fällen haben de Gaulle und Bidault Stalin Sekundantendienste zu leisten. Außerdem beabsichtigen die Sowjets aber auch, die französischen Erdölinteressen in Rumänien aufzukaufen. Dieses Projekt berührt die Franzosen unmittelbar, auch jede französische Regierung, da in den französisch-rumänischen Erdölgesellschaften ein ganz beträchtlicher Teil der Sparguthaben der Nation angelegt ist. Man wird also bald sehen, wie teuer das neue Bündnis mit den Sowjets die französischen Sparer und Steuerzahler zu stehen kommt.



Der Kampfraum der deutschen Angriffsschlacht

dort seine Machtansprüche geltend zu machen, wo die westliche Plutokratie regiert, daß diese aber keinerlei Einfluß in den von ihm okkupierten Gebieten besitzt.

Wie dramatisch würde sich diese Entwicklung zu spüren, wenn plötzlich etwa das Reich als europäische Ordnungsmacht ausfiel! Man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß sich der Bolschewismus in einem solchen Falle wie eine reißende Springflut über unseren Kontinent werfen würde, und wenn die Anglo-Amerikaner heute schon kaum noch mit den kommunistischen Widerstandsbewegungen in den von ihnen besetzten Ländern fertig werden können, dann würden sie unter dieser Voraussetzung bald zu völliger Ohnmacht verurteilt sein. Es hat gar keinen Zweck, um diese Alternative herumzureden. Sie wirft zwar das ganze anglo-amerikanische Kriegsbild über den Haufen, hat dabei aber den Vorzug der Echtheit. Die plutokratischen Führungen haben es sträflicher Weise unterlassen, in ihre Kriegsberechnungen den Umstand mit einzukalkulieren, daß es sich in diesem Waffengang nicht nur um eine militärische, sondern auch um eine revolutionäre Auseinandersetzung handelt, und daß in dieser Faktoren mitwirken, die zwar nicht in den Exposés der Generalstäbe in Erscheinung treten, trotzdem aber von ausschlaggebender Bedeutung sind.

Sich mit dem Bolschewismus auf Gedeih und Verderb verbünden in der Hoffnung, ihn zivilisieren und für westliche Ziele und Zwecke einzuspannen zu können, das ist so ungefähr die größte Torheit, deren sich eine bürgerliche Kriegführung schuldig machen kann. Meistens endet sie mit dem Genickschuß für die Betroffenen. Der Krenl hat gar kein anderes Interesse, als auf den Schultern der Anglo-Amerikaner in die Festung Europas hineinzusteuern, und ein so verlockendes Ziel ist ihm schon eine Messe wert.

Die Angleichungsversuche des Bolschewismus an das anglo-amerikanische Kriegsbild stellen nur geschickte Täuschungen dar, und da die westliche Feindseite völlig auf die Waffenhilfe der Sowjets angewiesen ist, braucht der Krenl sich dabei nicht einmal allzu große Mühe zu geben. Schon wenn Stalin sich räuspert, verfällt die Londoner Presse pflichtgemäß in einen devoten Entzückungstau. Was also sollte ihn veranlassen, mehr zu tun, als seine Bundesgenossen von ihm verlangen! Vor allem England ist heute kaum noch in der Lage, eine eigene Kriegspolitik zu betreiben. Es muß nach der Moskauer Pfeife tanzen. Von einem imperialen Willen ist in der britischen Führungsschicht nicht das geringste mehr zu spüren. Sie hat nur ein Ziel: Deutschland mit allen Mitteln zu vernichten. Daß dieses Ziel, wenn überhaupt, dann nur mit dem Untergang des britischen Weltreiches erkauft werden könnte, das spielt in den englischen Berechnungen keine Rolle. Man werfe einen flüchtigen Blick auf die Weltkarte, um diese Tatsache tausendfach bestätigt zu finden.

Hier liegt das Generalproblem des Krieges, das allerdings nicht durch göttliches Zureden, sondern nur durch Einsatz der Waffen gelöst werden kann. Eine abgeschlagene anglo-amerikanische Offensive im Westen sowie ein darauf folgender deutscher Großangriff, die England und die USA, die härtesten Blutopfer abtöteten, wirken in diesem Punkte viel überzeugender als tausend Aufklärungen und Beschwörungen. Wir haben es uns längst abgewöhnt, in dieser Welt eines perversen politischen Wahnsinns zur Vernunft zu reden. Wir stellen nur Tatsachen fest, ruhig, leidenschaftslos und nüchtern, und suchen ihnen mit den gebotenen Mitteln zu begegnen. Das westliche Feindlager ist auch mit den besten Gründen nicht zu überzeugen. Also werden seine Soldaten die Amokläufer ihrer Führungen mit ihrem Blut und Leben bezahlen müssen.

Das ist ein sehr langwieriger und kostspieliger Prozeß, auch für uns, aber was bleibt uns anderes übrig, um einer Lage zu begegnen, die nicht durch die Widerwärtigkeiten des Schicksals, sondern in der Hauptsache durch die bornierte Kurzsichtigkeit unserer Gegner so ist, wie sie ist. Jedenfalls kann niemand dem deutschen Volk zumuten, die erforderlichen Maßnahmen zur Sicherung seines nationalen Lebens und seiner geschichtlichen Zukunft zu vernachlässigen, weil der ihm auferzwungene blutige Waffengang für den Feind ohne Ziel und Zweck geworden ist und deshalb überhaupt nicht zum Erfolg führen kann.

Es gibt im Kriege Situationen, die nur dadurch zu lösen sind, daß die Völker durch Schaden klug werden. Wie lange aber beispielsweise das britische Volk sich noch von seiner plutokratischen Führung an der Nase herumführen und von einem falschen Entscheidungstermin zum anderen vertrösten lassen will, das liegt ganz bei ihm. Es hat ja auch die Kosten dafür zu tragen, und zwar was es mit dem Leben seiner besten Söhne bezahlen, die in Schmutz und Blut waten, ohne daß sich damit ihre Aussicht verstärkt, das deutsche Volk in die Knie zu zwingen und es unter den Willen der internationalen Plutokratie zu beugen. Daß wir dagegen, wenn nötig, bis zum letzten Hauch ankämpfen werden, das ist klar und bedarf keiner besonderen Betonung. Wir wären ein Volk ohne Ehre und damit ohne tiefere Lebensberechtigung, wenn wir das nicht täten. Würde auch nur ein einziger Engländer anders denken und handeln als wir, wenn der Fall umgekehrt läge?

Schon aus diesem Grunde kann Deutschland den Waffengang gar nicht verlieren. Es steht auf dem Standpunkt des absoluten und totalen Krieges, d. h. es setzt seine gesamte nationale Kraft ein, um sein bedrohtes Dasein zu verteidigen. Die feindliche Welt ist zu heterogen zusammengesetzt, als daß sie diesem uneingeschränkten Behauptungswillen des Reiches eine gleichwertige Angriffskraft entgegenstellen könnte. Es ist ein grober Irrtum, zu glauben, daß das nur eine Sache der materiellen Überlegenheit sei. Die Geschichte würde völlig ihren Sinn verlieren und auf die Ebene eines ordinären Rechenexempels heruntersinken, wenn der Geist und die Moral der

Der Bericht des OKW.

Aus dem Führerhauptquartier, 21. Dezember. (Funkmeldung.) Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

In der Winterschlacht in Belgien wurde gestern weit hinter der Front die amerikanische Besatzung der Schnee-Eifel vernichtet oder gefangen genommen. 7000 Amerikaner wurden in die Gefangenschaft abgeführt. An der vorderen Angriffsfront sind unsere Truppen in die Ardennen eingedrungen und haben die große Straße Lüttich—Bastogne—Arlon auf breiter Front überschritten. Gegen die Maas abfließende feindliche Nachschubkolonnen wurden von deutschen Panzern eingeholt und überrollt, neu herangeführte amerikanische Verbände in einzelne Gruppen zerlegt, ohne daß es ihnen gelang, unseren Vormarsch aufzuhalten. Die Zahl der Gefangenen hat 20 000 überschritten. In den gestrigen Kämpfen wurden 43 Panzer und Panzerfahrzeuge sowie 50 Geschütze erbeutet, 136 Panzer vernichtet.

In den bisherigen Brennpunkten des Abwehrkampfes an der Westfront setzte der Feind seine Angriffe mit geringeren Kräften erfolglos fort. Schwere Abwehrkämpfe entwickelten sich nur im Raume nordwestlich Bitsch.

Das Fernfeuer auf London und Antwerpen dauert an.

Durch Seekampfmittel der Kriegsmarine wurden in der Scheldemündung sechs große feindliche Nachschubfrachter mit zusammen mehr als 30 000 BRT versenkt.

In Mittelitalien leitete der Feind seinen gestrigen Großangriff nördlich Faenza mit einem Trommelfeuer von 100 000 Schuß aller Kaliber auf einer Abschnittsbreite von 10 km ein. Trotz dieses schweren Feuers konnte er bis zum Abend unsere tapfer kämpfenden Truppen nur um etwa zwei Kilometer zurückdrängen. Nordöstlich der Stadt brachen die feindlichen Angriffe schon vor unseren Stellungen zusammen. Im Raume von Bagnacavallo führten die stark mitgenommenen kanadischen Verbände gestern

nur örtliche Angriffe, die bis auf einen geringfügigen Einbruch blutig abgewiesen wurden.

Auf dem Balkan gehen die Bewegungen unserer Truppen zum Teil unter Brechung heftigen feindlichen Widerstandes weiter.

In Ungarn traten die Sowjets zwischen Plattensee und Donau mit starken Kräften und mit Unterstützung zahlreicher Schlachtfieger zum Angriff an. Erbitterte Kämpfe sind hier im Gange. Zwischen dem Donauknie und der Südgrenze der Slowakei verstärkte sich der Druck des Feindes. Am Eipelfluß, an den Westhängen des Matragebirges und beiderseits des oberen Sajo finden unsere Truppen die Angriffe feindlicher Verbände nach harten Kämpfen auf. Im Raum südlich und nordöstlich Kaschau schloßten wiederholte Angriffe der Sowjets.

Bei der Abwehr feindlicher Luftangriffe über dem nördlichen und südlichen Abschnitt der Ostfront wurden gestern 31 sowjetische Flugzeuge, davon 14 durch Nachtjäger, zum Absturz gebracht.

Nordamerikanische Terrorflieger warfen am gestrigen Tage Bomben auf Orte in Süd- und Südostdeutschland.

Ergänzend zum Wehrmachtbericht wird gemeldet:

Bei den schweren Kämpfen im norditalienischen Raum hat die 256. Volksgrenadierdivision unter Führung ihres Kommandeurs, Generalmajor Franz, in wochenlangem zähem Ringen zahlreiche starke Angriffe überlegener feindlicher Infanterie- und Panzerkräfte abgewehrt. In erbitterten Nahkämpfen hielt die Division den ihr anvertrauten Westwallabschnitt.

Bei diesen Kämpfen hat sich Leutnant Puls in einem Volksgrenadierregiment durch unerschütterliche Standhaftigkeit besonders ausgezeichnet. Mit einer Handvoll Männern hielt er seine Stellung gegen schwere von 18 Panzern unterstützte Angriffe. Bei einem Gegenstoß, der die Lage endgültig bereinigte, fand der tapfere Offizier den Heldentod.

So begann die Offensive

Im Kampf gegen Schnee und Schlamm — Vorbei an Panzersperren und Panzerwracks

PK. Im Westen, 21. Dezember. Der sonnige Dezembertag sah nur lachende Gesichter. Die Fahrer der Nachschubkolonnen saßen festerlich hinter ihren Steuerrädern, die Berge schienen nicht mehr so hoch, die Strecken nicht so lang. Der deutsche Soldat sah nur die Kolonnen und Fahrzeuge, ein Bild, das in ferner Erinnerung noch vorhanden war, dessen Wirklichkeit er aber immer wieder erträumt hatte. Tausende von Grenadiern blickten den „V. 1“-Geschossen nach, die an diesen Tagen besonders oft ihren Weg nach Westen suchten.

Unterdes hatten die angreifenden Verbände bereits die ersten Kilometer hinter sich gebracht. Baumpferren und Minen mußten umgangen und von den nachfolgenden Truppen beseitigt werden. Amerikanische Panzer griffen in die Kämpfe ein, von denen jedoch eine Anzahl mit Nahkampfmitteln erledigt wurden. Auf den höchsten Erhebungen der westlichen Eifel versperrten Schneeverwehungen, die stellenweise bis zu einem Meter hoch lagen, die Straßen. Schaufelkolonnen wurden eingesetzt. War ein Weg versperrt, fand sich ein neuer. An der Front riß das Bild der sich aneinanderreihenden Kolonnen nicht ab. Während des ganzen Tages ließ die feindliche Lufttätigkeit nicht nach. Deutsche Flak und deutsche Jäger setzten den Spitzfeuer, Lightnings und Mustangs erhebliche zu. Ich beobachtete, wie bei einem feindlichen Jagdbomberangriff auf eine Straßenkreuzung innerhalb von drei Minuten min-

destens sechs Flugzeuge abgeschossen wurden. An anderer Stelle wurde der Abschluß von sieben Maschinen freudig begrüßt.

Trotz aller Lufttätigkeit aber kam der Verkehr auf den Straßen nicht zum Erliegen. Im Gegenteil, in den Minuten der Ruhe bemühten sich die Fahrer doppelt, weiterzukommen. Grenadiere und 11-Männer warteten bis zu den Schenkeln im schlammigen Dreck der Straßen. Die Panzerfaust am Fahrrad und der Panzerschreck unter dem Arm oder auf dem Rücken, strömten sie in ihren Schneeschalen oder in ihren Tarnanzügen vorwärts, an ehemaligen feindlichen Panzersperren und Panzerwracks und an verbrannten Fahrzeugen vorbei. Einige findige Soldaten machten erbeutete amerikanische Fahrzeuge flott und hielten mit ihnen Anschluß an die Vorausabteilungen der Volksgrenadiere. Ihnen entgegen zogen die ersten Gefangenen.

Die ersten Schritte auf dem neuen Wege, die entgegengesetzt der östlichen Marschroute der Alliierten verläuft, sind getan. Sie waren nicht zögernd, sondern hart und bestimmt. Der deutsche Grenadier weiß sehr wohl, daß sich der feindliche Widerstand verschärfen wird, daß der Feind ihm alle Kräfte entgegenstellen wird, doch klingt in seinen Ohren ein Wort, das nach den Tagen schwerster Verteidigung, trotz aller Ungewißheit über das Wie und Wohin des Weges wie Musik in seinen Ohren klingt: Vorwärts!

Kriegsbericht Brünig

Ein schlecht getarnter Länderraub

Englisch-abessinischer „Vertrag“ — Der Negus protestierte bei den Amerikanern

as. Berlin, 22. Dezember. (Drahtbericht unserer Berliner Schriftleitung.) Der Londoner Nachrichtendienst hat der Welt von einem englisch-abessinischen Vertrag Kenntnis gegeben, nach dem „gewisse an Britisch-Somaliland angrenzende abessinische Gebiete“ unter britischer Verwaltung bleiben sollen und nach dem weiterhin England „Berater“ und eine Militärmission nach Abessinien entsendet. Die Welt ist heute nicht mehr naiv genug, um einem solchen „Vertrag“ zu glauben. Sie wittert — und nach all den Erfahrungen, die sie mit der englischen Politik machen mußte — auch durchaus mit Recht dahinter einen geplanten oder schon in der Durchführung begriffenen Länderraub.

Selbst in England gibt es einige wenige weiße Raben, denen die Sache nicht recht geheuer ist. So fragte im Unterhaus ein unabhängiger Abgeordneter, ob bei diesem Vertrag auch die Rechte des Negus berücksichtigt seien. Er wollte weiterhin wissen, ob es sich um eine „bereitswillig angenommene Vereinbarung“ handle. Selbstverständlich erklärte Eden daraufhin, daß es ein frei ausgehandelter Vertrag sei. In einem bemerkenswerten Gegensatz zu dieser Erklärung des englischen Außenministers steht die Nachricht, die unlängst durch die Weltpresse lief, daß nämlich der Negus gegen die englischen Raubgelenke auf Abessinien protestierte. Er richtete diesen Protest an die amerikanische Adresse, und man konnte damals lesen, daß sich der Negus von seinen „Befreier“ jetzt durch die Amerikaner befreien lassen möchte. Gleichzeitig konnte man aber auch hören, daß die Engländer dem Negus eine beträchtliche Summe geboten hätten, wenn er mit England einen Vertrag abschließe. Nach den damaligen Informationen sollte der Negus im ersten Jahr eine einhalb Millionen Pfund, im zweiten Jahr eine

Million, im dritten allerdings nur noch 250 000 Pfund erhalten.

Wir wissen nicht, ob dieses Angebot dem Negus ungenügend erschien und ob daraufhin sein Protest erfolgte, oder ob er bei den Amerikanern auf günstigere Bedingungen hoffte. Möglicherweise hat der Negus nur den einen Konkurrenten gegen den anderen ausgespielt, denn daß auch die Amerikaner ein Auge auf Abessinien geworfen haben, ist kein Geheimnis. Es mag deshalb auch dahingestellt bleiben, was England nun wirklich an den Negus zahlt. Tatsächlich wird ja durch den abgeschlossenen Vertrag der Raub nur schlecht getarnt. Selbst in amerikanischen Kreisen weist man darauf hin, daß die Entsendung von „Beratern“ und Militärmissionen der Unterwerfung eines Landes gleichkomme. Der Negus befindet sich heute tatsächlich in völliger Abhängigkeit von den Engländern, die den Raub Abessinien nach außen hin durch zwischenstaatliche Verträge zu verschleiern suchten.

Aus diesen amerikanischen Äußerungen kann man unschwer entnehmen, daß man in den USA von dem englischen Vorgehen keineswegs sehr entzückt ist. Es bleibt also abzuwarten, wie lange der englische Löwe den Raub, den er jetzt an sich brachte, behalten wird. Die Zähne des Löwen sind bereits recht wackelig geworden. So ist das letzte Wort über Abessinien noch nicht gesprochen.

Wie amerikanische Blätter berichten, kam es im Staate Tennessee in den letzten Tagen zu einem neuen Lynchmord. Die Wochenschrift „Time“ bemerkt dazu, daß — soweit amtliche Statistiken vorliegen — vom Jahre 1900 bis zum Jahre 1941 nicht weniger als 4699 Menschen, davon 1281 Weiße und 3408 Neger öffentlich, meist unter Beteiligung der zuständigen Behörden, gehängt worden sind.

Darum tun wir gut daran, mit Ruhe und Gelassenheit voll gläubiger Zuversicht seinem weiteren Verlauf entgegenzuschauen. Er kann uns nicht mehr überraschen und noch viel weniger aus der Fassung bringen. Wir haben alles mit eiberechnet, was er uns noch beschern könnte. Wir stehen sozusagen jenseits von Gut und Böse. Unsere Feinde haben uns einen Kampf um unser Leben aufgezwungen, der in seiner offen ausgesprochenen Zielsetzung und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Wir können das nur begrüßen. Es bewahrt auch die Schwachen unter uns davor, ihrer inneren Neigung nachzugeben und ihr Heil in der Flucht vor den anstehenden und unausweichlichen Konflikten zu suchen. Eine solche Zwangslage allein schon macht eine Nation von Ehre unüberwindlich, mehr noch, sie wird über kurz oder lang ihren Sieg sichern.

Wir haben nie auch nur einen Augenblick daran gezweifelt. Er wird eines Tages kommen wie ein Naturereignis, erwartet, aber unangemeldet, plötzlich und mit einer bergversetzenden Kraft. Wir werden uns dann nichts vorzuwerfen haben, daß er uns unverdient zuteil geworden wäre; im Gegenteil, wenn es überhaupt in der Geschichte jemals eine Situation gegeben hat, in der ein Volk sich durch Standhaftigkeit und höchste Tapferkeit des Sieges würdig er-

Kampf in der Pußta

ff-PK. — Gute Straßen und schnurgerade Feldwege gliedern das Land. Die Höfe mit ihren Baumbeständen begrenzen den Blick. Grau und verwittert beugen sich die Hebelbalken der Brunnen über ihre Schächte, aber kein Vieh drängt sich mehr zu den Trögen. Die Fiedel schweigt jetzt in der Pußta, denn der Krieg geht sein hartes Lied über das Land.

Die Männer unserer 11-Panzer-Grenadier-Division hocken müde auf ihren Fahrzeugen, die verstaubten Gesichter fallen schwer vorwärts. So waren die Tage, so die letzten Wochen: Im Angriff galt es den Bolschewisten aus einem Ort herauszuschlagen, in der Abwehr seine Gegenstände aufzuhalten, dann sich wieder vom Feind zu lösen, um wieder kilometerweit über die Straßen zu rollen. Es war ein Springen von Dorf zu Dorf, es war ein Kampf von Stützpunkt zu Stützpunkt, ein zähes verbissenes Ringen oft nur um einen Ortsrand, um dann wieder auszubrechen und in weiträumigen Bewegungen den Feind zu treffen.

Sie sehen die Pußta nicht, wenn sie auf ihren Wagen weiterrollen, sie wissen nur, dort dieses Maisfeld kann den Feind verbergen, jener Hof wird zum feuerspeienden Bollwerk, die freie Fläche da wird manchen Tropfen Schweiß kosten, Schweiß und Blut.

Sie haben in den vergangenen Wochen gelernt, allein zu sein in diesem Kampf ohne Fronten, sie nutzen die Stunden des Marsches aus, um endlich einmal schlafen zu können. Die Landschaft ist ihnen nur ein Feld des Kampfes, gefährlich und voller Tücken oder schützend und helfend. Straße — Gehöft — Dorf, ja fast will es scheinen, als ob die tödlichen Regeln des Kampfes sich jeden Tag hier draußen wiederholen, genau wie Auftrag und Ziel für den Panzergrenadier dieselben bleiben.

Die Sowjets weichen dem schnellen Angriff aus. Die Dörfer verschlucken eine Kompanie und noch eine, ein ganzes Bataillon, dann aber setzt der Widerstand des Feindes ein, dann raucht und kracht und splittert es, dann versucht er zu umfassen und treibt seine Infanterie vor aus Feldern, Hecken und Gebüsch, bis die braunen Wellen im Feuer unserer Waffen liegen bleiben. Dann aber schweigt jäh und abgerissen der Lärm.

Das ist der Alltag des Kampfes in der Pußta. Kriegsbericht Walter Best.

Das Rattengift des Geistlichen

Massenmordpläne im Geiste Vansittards und Churchills

Der britische Geistliche Godfrey Green sandte einer Dienststelle ein Paket mit Rattengift für die „Vergiftung aller deutschen Kriegsgefangenen“. Green sprach in seiner Begleitschrift sein Bedauern darüber aus, daß seine Sendung „für den gottwohlgefälligen Zweck der Ausmerzungen aller Deutschen nicht völlig ausreiche“. Green, dem sein Bischof vorwarf, er habe mit seiner Geste der Kirche einen schlechten Dienst erwiesen, verteidigte sich damit, daß die Vernichtung aller Deutschen ein „christliches Gebot“ sei. Er sei strenger Vansittardist. Der Haß Englands gegen das gesamte deutsche Volk kann kaum deutlicher illustriert werden als durch diese Massenmordpläne.

Amerikanische Kaltschnäuzigkeit

50 000 tote Chinesen spielen für die USA keine Rolle

General Stilwells Kriegführung in China wird unter Ausfälen gegen Tschiangkai-schek von dem „Army and Navy Journal“, dem amtlichen Organ der USA-Streitkräfte, in herausfordernder Form verteidigt. Tschungking habe Beschwerde geführt, daß Stilwell leichtfertig den Tod von 50 000 chinesischen Soldaten verursacht habe. Angesichts der „besonderen Umstände“ sei das aber ein „ungewöhnlich geringer“ Verlust gewesen. Natürlich: denn in den USA zählen selbst 1000 Chinesen noch nicht so viel wie ein einziger USA-Soldat.

Wie Reuter aus Sofia meldet, haben Saboteure 278 Tankwagen, die mit Öl gefüllt waren, in dem bulgarischen Donauhafen Rusechuk in Brand gesetzt. Das Feuer bedrohte auch die dortige Öltraffinerie.



Zeichnung: Hövker
Internats-Gouvernante Churchill:
„Ich schütze euch sonst vor jedem Manne, aber dem Herrn da könnt ihr euch ruhig anvertrauen!“

wies, dann ist das heute bei uns der Fall. So leid- und schmerzvoll diese Zeit für uns alle ist, sie kann uns andererseits doch nur mit Stolz erfüllen. Ob sie will oder nicht, die Welt wird uns eines Tages bewundern müssen, mehr als ein Volk in der Geschichte bewundert wurde. Das ist dann unser Ruhm, aus dem unsere große Zukunft entspringen wird.

Also wollen wir aufrecht stehen, arbeiten, kämpfen, tapferen Herzens sein und nichts versäumen, was dem Siege dienen könnte. Wenn sein Zeitpunkt gekommen ist, wird er uns wie eine reife Frucht in den Schoß fallen. Aber bis dahin haben wir noch einen harten und schweren Weg zu durchschreiten. Es mag auf ihm noch manches Leid und Unglück auf uns warten, aber wir werden es immer wieder bezwingen. Kraft dazu gibt jene innere Sicherheit, die aus der Klarheit unserer Erkenntnisse und aus der Gläubigkeit unserer Herzen entspringt. Die Zeichen der Zeit weisen von Tag zu Tag zunehmend auf den deutschen Sieg hin. Man muß sie nur richtig zu deuten verstehen.

Verlagsleiter: L. Altstadt. Hauptschriftleiter: Fr. Günther (krank). stellv. Hauptschriftleiter und Chef vom Dienst: K. Kreuter, alle Wiesbaden. — Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 1. — Verlag u. Druck: Wiesbadener Zeitung Schneider u. Co., KG.

Stadtzeitung

Von der rechten Tapferkeit

Die Tapferkeit ist eine Lebenshaltung.

Es gibt Mordskerie, eisern, unerschütterlich, Zäh. Meist sind sie bedingungslos Draufgänger. Ihre Tapferkeit ist eine Tapferkeit des Ungewußten. Ungewollten. Es ist ihnen von einer gütigen Vorsehung mitgegeben worden, furchtlos zu sein und zu handeln.

Ich will aber hier von Anderen sprechen. Von denen, die im Grunde ihres Herzens zaghaft sind, ja ängstlich, die sich fürchten vor der Gefahr und dann, wenn die Gefahr kommt, durch eine unglaubliche Willensanstrengung alle diese ihnen eigentlich gegebenen Eigenschaften überwinden und tapfer sind. Sehr tapfer sogar. Eine Frau soll hier für alle diese Menschen stehen. Eine zierliche kleine Frau mit leisen, behutsamen Bewegungen und einer sehr fraulich hellen Stimme. Der Frau eines Gelehrten und Mutter eines 16jährigen Jungen. Eine Frau, die von sich selbst mit einem verstehenden Lächeln erzählen kann, daß sie als Kind überaus ängstlich war, ja beinahe schon feig. Diese Frau wird nie hervorgetreten im Tagesgetriebe, denn es ist nichts Lautes an ihr, nichts, das nach Außen schlägt. All ihre Gaben und Begabungen sind ins Innere verlagert und strahlen von dort aus. So groß aber ist die von dieser Innerlichkeit ausgehende Kraft der Frau, daß ihre Gegenwart, der Klang ihrer durch den Willen gebändigten Stimme, hell und ohne Schwanken im Augenblick der stärksten Gefahr, daß dies allein genügt, vier nervöse und vor Angst verstörte Frauen im Luftschuttkeller während eines schweren Terrorangriffs so zu beruhigen, daß sie still sitzenbleiben und warten und umsichtig all die kleinen Handreichungen tun, die in einem solchen Augenblick nötig sind. Es wird dem Bild, das wir von ihr zeichnen, nicht abträglich werden, wenn wir sagen, daß sie selbst geizt hat, als die Bomben detonierten. Denn ganz verlernt die Furcht nie, wer sie kennt. Aber sie überwand die Furcht und überwand sich.

Deshalb ist die rechte Tapferkeit eine Lebenshaltung, die erworben sein will. Es ist nicht leicht, nein, aber nichts, was wertvoll ist, erwirbt sich leicht.

A. Mr.

Vereistes Löschwasser unbrauchbar

Umwickeln mit Reisig, Lappen, Stroh oder Säcken

Wer sein zur Abwehr von Brandbomben bereitgestelltes Löschwasser im Winter einfrieren läßt, kann dadurch im Schadensfalle schwerste Nachteile erleiden. Denn mit Eiskügelchen kann man nicht einmal das kleinste Feuer löschen. Die Vereisung von Löschwasser kann auf verschiedene Weise verhindert werden. Am wirksamsten und einfachsten geschieht das natürlich dadurch, daß man die Wasservorräte frostsicher unterstellt. Wo das nicht möglich ist, etwa, weil es sich um die Wasserpumpe auf dem Hof oder sonst außerhalb des Hauses befindliche Wasserbehälter handelt, hilft am besten das Bedecken oder Umwickeln mit Reisig, Lappen, Stroh oder alten Säcken.

Wenn alles das aus irgend einem Grunde nicht durchführbar ist, kommt auch die Verwendung von Salzen und chemischen Mitteln gegen das Einfrieren des Wassers in Betracht. Man muß dabei aber beachten, daß solche Mittel eine Gefahr für die Luftschutzhandspritze bedeuten können, wenn die Handspritze nicht nach jedem Gebrauch gründlich gereinigt wird.

Vorausbezug von Lebensmitteln

Im Hinblick auf die Weihnachtsfeiertage und das Neujahrsfest haben die ab 25. Dezember 1944 gültigen Abschnitte der Grund-, Ergänzungs-, Zusatz-, Zulage- und AZ-Karten bereits von Donnerstag, dem 21. Dezember, ab Gültigkeit. Eine besondere amtliche Bekanntmachung über diese Maßnahme ist nicht abzuwarten.

Kochkiste aus Zeitungspapier. Alle Nährmittelgerichte können — allerdings ohne Zusatz von Obst, Gemüse oder Kräutern — in der Kochkiste oder deren behelfsmäßigen Ersatz garmacht werden. Sie werden dazu 10 bis 15 Minuten angekocht und dann in die Kochkiste gestellt. Als Kochkistenersatz kann man auch 12 bis 15 Zeitungsbogen sternförmig übereinanderlegen. Auf diesen Stern wird der fest verschlossene Topf mit dem kochendem Inhalt gestellt und Bogen für Bogen eingeschlagen. Der fest eingewickelte Topf wird in eine Decke gehüllt. Die Garzeit in der Kochkiste beträgt das 1-1/2fache der üblichen Garzeit.

Wann müssen wir verdunkeln:
22. Dezember von 16.49 bis 7.39 Uhr

Es geht auch ohne Lichterbaum

Wiedererweckung deutschen Volksgutes - Bügelbaum und Klausenbaum selbstgemacht

Die Zeit um die Wintersonnenwende hat von jeher eine besondere Bedeutung gehabt, und jede Wiederkehr des Sonnenlichtes nach der Wintersonnenwende wurde schon bei unseren Vorfahren durch die verschiedensten Bräuche und Sitten gefeiert. Dabei haben immergrüne Zweige stets eine besondere Rolle gespielt, obwohl der eigentliche Tannenbaum erst sehr viel später zum Sinnbild des Lichtfestes wurde. Es gibt in Deutschland Landstriche, in denen Fichten und Tannen nicht heimisch sind und früher bei weniger günstigen Verkehrsverhältnissen in diesen Gebieten deshalb kaum bekannt waren. So ist zum Beispiel in den norddeutschen Küstenstrichen der Bügelbaum das Sinnbild der Wintersonnenwende. Auf einem kleinen Brett, das als Boden dient, wird eine Gerte so befestigt, daß sie einen Bügel bildet, der durch einen stärkeren Stab oder ein gerades Aststück und zwei Querstäbe auseinandergehalten wird. Man umwindet alles mit Efeu, Buchsbaum oder Immergrün und verzieret das Ganze mit verschiedenem Backwerk (am besten mit Spekulatius oder Formgebäck o. a.) und kleinen Äpfeln oder gar Nüssen. Falls vorhanden, kann man auch ein paar Kerzen oder Kerzenreste daran befestigen, was aber nicht unbedingt notwendig ist.

Ähnlich einfach ist der ebenfalls seit alters her

als Weihnachtskinnbild gebräuchliche Klausenbaum selbst herzustellen. Man braucht dafür drei längere und drei kürzere Stäbe, die man durch Einstecken in Äpfel, Kartoffeln oder durch Zusammenbinden zu einer Pyramide zusammenstellt. Hat man Kartoffeln und Äpfel für diesen Zweck zur Verfügung, dann „bespickt“ man sie mit kleinen Immergrünen Zweigen (Tanne, Fichte, Kiefer, Buchsbaum, Immergrün, Stechpalme usw.); andernfalls schließt man diese Zweige in die Zwischenräume der Bindungen. Die Spitze soll ein Sonnenstern oder ein Apfel zieren. Kerzen erhöhen den Schmuck des Klausenbaumes.

Hat man etwas mehr Tannengrün zur Verfügung, dann kann man sich auch ein Weihnachtsbaumgerüst anfertigen. Auf einem Bodenbrett oder Bretterkreuz, wie man es zum Aufstellen der Weihnachtsbäume verwendet, befestigt man eine Latte, auf der waagrecht drei verschiedene lange Querleisten so angebracht werden, daß sie durch Verbinden der äußeren Enden mit zwei weiteren Latte ein Dreieck ergeben. Nun bindet man darauf möglichst gleichmäßig die Tannenzweige und behängt dann das Ganze mit Getäck, Äpfeln oder Nüssen und steckt gegebenenfalls ein paar Kerzen auf. Die Spitze zielt ebenfalls wieder ein Stern oder ein Apfel. Dieses Baumgerüst kann außer-

ordentlich natürlich wirken, wenn die Abstände und die Größe der Zweige sehr gleichmäßig sind und sorgfältig gearbeitet wird.

Kiefernzweige lassen sich ebenfalls für allerlei weihnachtlichen Schmuck sehr gut verwenden. So lassen sich beispielsweise Kränze ohne besondere Schwierigkeiten daraus binden. Durch Einstecken einiger Stäbe, die man mit Efeu oder Immergrün oder anderem umwickelt, erhält man eine Pyramide. Außerdem kann man durch regelmäßiges Einstecken schöner Kiefernzweige in einen Blumentopf oder in eine große mit Sand gefüllte Vase sich geradezu einen kleinen Weihnachtsbaum hervorzaubern.

Einen noch einfacheren Tischschmuck bilden Weihnachtskissen. Dafür ist nur ein kleinerer oder größerer Blumenuntersatz notwendig, der mit weichem Moos gefüllt wird. In die Mitte kommt eine Kerze, rund herum immergrüne Zweige, die man in das Moos einsteckt. Auch Zapfen oder kleine rote Äpfel kann man für den Schmuck des Weihnachtskissens mit verwenden, wenn man den Untersatz entsprechend groß wählt.

Alle die genannten Grüngebilde können je nach dem zum Aufstellen vorhandenen Platz und dem vorhandenen Material in den verschiedenen Größen und, dem verschiedensten Geschmack Rechnung tragend, selbst angefertigt werden. Es kann also jeder zu einem weihnachtlichen Festschmuck kommen, selbst wenn er vielleicht nicht ganz so viel Tannengrün bekommen kann, wie er es in anderen Jahren gewohnt war, oder in so beengten Wohnverhältnissen zu leben gezwungen ist, daß zum Aufstellen eines Tannenbaumes gar kein Platz wäre. Die hier beschriebenen Grüngebilde brauchen von niemand als „beheilmäßiger Ersatz“ angesehen zu werden — im Gegenteil, ihre Wiederbelebung und stärkere Verbreitung bedeutet nichts weiter als die Wiedererweckung eines Stückes echten deutschen Volksgutes.

Gth.

Nachrichtennädel des BDM. im Pflichtdienst

Heranziehung auf Grund freiwilliger Meldung — Das Jugendwohnheim

Nachdem sich schon seit längerer Zeit Nachrichtennädel des BDM. in den Befehlshäusern der Reichsverteidigungskommission und Gauleiter besonders luftgefährdeter Gase hervorragend bewährt haben, ist jetzt eine grundsätzliche Regelung auf diesem Gebiete erfolgt. Zahlenmäßig kommen hierfür nur verhältnismäßig wenig Nädel in Frage. Der Einsatz selbst jedoch läßt sich in seiner Kriegswichtigkeit durchaus mit dem großen Teile des Wehrmachtshelferinnenkorps vergleichen.

Die Nädel kommen als Fernsprecherinnen am Vermittlungsschrank und an der Aufnahme, als Funkerinnen, Fernschreiberinnen und Flugmeldehelferinnen zur Führung der Luftlage auf Karten in Betracht, sobald und soweit eine Anforderung der Gauleiter vorliegt. Auch hier besteht die Heranziehung in erster Linie auf Grund freiwilliger Meldung. Da die meisten Arbeitskräfte bereits gebunden sind, kommen für diesen Einsatz vor allem Nädel der im Zuge der verstärkten Kriegsmassnahmen stillgelegten Handelsschulen, höheren Handels-, Wirtschafts- und Wirtschaftserschulen sowie der Haushaltungsschulen in Frage. Sie werden im Einvernehmen mit dem Gauleiter von der Gebietsführung der Hitler-Jugend dem Gauarbeitsamt benannt.

Soweit erforderlich, werden die Nädel, wenn sie über 16 Jahre alt sind, dienstverpflichtet.

Mit Rücksicht darauf, daß die Nädel in Jugendwohnheimen untergebracht werden, können ausnahmsweise auch Nädel unter 18 Jahren für diesen Einsatz überörtlich dienstverpflichtet werden. Zur Bearbeitung aller Führungs-, Erziehungs- und Disziplinaraufgaben wird eine Führerin des BDM abgestellt, die gleichzeitig Leiterin des Heimes für die Nädel ist.

Die Nädel tragen grundsätzlich die Dienstkleidung des BDM. Für die Vergütung gilt die Dienst- und Besoldungsordnung der NSDAP. Der Dienst der Nädel ist Teil der Jugenddienstpflicht und damit Pflichtdienst.

Mit Rücksicht auf den Mangel von Facharbeitern können außerdem auf Anforderung der Gauleiter für elektro-fernmeldetechnische Arbeiten in den Gaubefehlshäusern und Kreisbefehlshäusern die Einheiten der Nachrichten-Hitler-Jugend herangezogen werden, um bei der Errichtung und Unterhaltung von Fernsprechanlagen, besonders auch im Zusammenhang mit Luftangriffen tätig zu sein.

Abteilung bei Betriebsverlagerung

Begleichung des Aufwands — Der Rahmen für den Betriebsführer

Der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz hat in weiteren Weisungen ergänzend zu den Abteilungen für Schaffung anlässlich von Betriebsverlagerungen Stellung genommen. Danach ist mit den erlassenen Bestimmungen des Betriebsführers der Rahmen gegeben, innerhalb dessen sie in jedem Falle, wo bisher keine Regelung bestand, ohne Zustimmung des Treuhänders den Aufwand ausgleichen können, der dem Gefolgschaftsmitglied zusätzlich aus einer durch die Arbeitseinsatzverhältnisse bedingten Trennung von der Familie erwächst.

Es bestehen auch keine Bedenken, wenn die Betriebe mit Zustimmung des für das Aufnahmegebiet zuständigen Treuhänders der Arbeit Nebenbedingungen aufrechterhalten, die vor der Verlagerung galten. Sie können das nach der Verlagerung auch dann tun, wenn diese Nebenbedingungen im Aufnahmegebiet bisher nicht üblich sein sollten. So kann z. B. ein verbilligtes Mittagessen oder eine betriebliche Altersvorsorge aufrechterhalten werden. Werden Betriebe so verlagert, daß die Gefolgschafter zwar noch täglich nach Hause zurückkehren und daher eine Trennungsschädigung nicht bekommen können, dennoch sehr erhebliche An- und Abmarschwege zurücklegen müssen, so ist zunächst zu versuchen, ob nicht durch Verkehrsänderungen oder betriebliche Umorganisation und ähnliches eine Kürzung der An- und Abmarschzeiten und eine Angleichung der Arbeitszeit an die besten Fahrverbindungen erreicht werden kann. Das gleiche ist zu erstreben, wo bei nicht täglicher Rückkehr nach Hause Unterkunftsort und verlagerte Betriebsstätte sehr weit entfernt liegen.

Ist trotz aller Maßnahmen des Betriebes auf Verkürzung der An- und Abmarschzeiten eine Minderung der Arbeitszeit unvermeidbar und muß daher das zwischen Unterkunftsort und verlagertem Betrieb hin und her pendelnde Gefolgschaftsmitglied Verdienstausschläge hinnehmen, so soll ein gewisser Ausgleich erfolgen. In den Fällen dieser Art, in denen einschl. der An- und Abmarschzeit eine regelmäßige tägliche Abwesenheit vom Wohn- oder Unterkunftsort von mehr als 12 Stunden unvermeidbar ist, soll der Betriebsführer für eine verbilligte warme Mahlzeit im Betrieb oder in einem in der Umgebung liegenden Gasthaus sorgen. Weiter wird den pendelnden Gefolgschaftsmitgliedern unter diesen Voraussetzungen eine Pendlerentschädigung bis zu 1 RM. bei verbilligtem gemeinsamen Mittagstisch oder bis zu 2 RM. bei einer Mittagsmahlzeit im Gasthaus gewährt werden können. Eine höhere Pendlerentschädigung darf der Reichstreuhänder zulassen, jedoch nur in wirklich begründeten und besonders gelagerten Fällen. Ferner ist von Bedeutung, daß die Unterhaltsbeihilfe nach dem gleichen Grundsatz zugestehen können, wie den Gefolgschaftsmitgliedern, denen nach der Verlagerung eine tägliche Rückkehr nach Hause nicht mehr möglich ist.

Der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz hat die nachgeordneten Stellen gebeten, insoweit entgegenkommend zu entscheiden.

„Das war mein Leben“

Ein echt empfundener Berlin-Film

Der Film beginnt 1898 und endet 1938. Er läßt das schlichte Leben eines Landarztes vor uns abrollen und er tut es auf Grund einer Erzählung von Gustav Kampendonk, mit einem gemütvollen Drehbuch, etwa in dem Sinne, wie es die gute alte Gartenlaube um die Jahrhundertwende gelautet hätte: nach der Devise „für Herz und Verstand“. Es ist schon reizvoll, der jeweils gut getroffenen Milieuschilderung zu folgen. Der Regisseur Paul Martin versteht das vortrefflich. Es ist aber auch schön, wieder einmal den oft mit Nasenrumpfen betrachteten Landarzt in Ehren gebracht zu sehen. Am schönsten ist jedoch zu beobachten, wie der beliebte, markige Schauspieler Carl Raddatz vor unseren Augen vom elastischen jungen Doktor allmählich zum weisheitschweren und lebensüberdauernden, alten Arzt wird, dem nichts Menschliches fremd und nichts an Liebe und Leid verborgen blieb. Insbesondere ist es auch sonst das Darstellerische, dem Beachtung gebührt. Hansi Knoeck ist eine lieblich-ironische, fröhsterbende junge Arztfrau, Margarethe von Haagen eine wieder treffend gestaltende Typendarstellerin als unelöslich dem Arztthema verdingtes weibliches Faktotum, Paul Dahlke eigenartig-persönlich wie stets in der Rolle eines Berliner Arztes. Und außerdem ist der restliche schauspielerische Bezirk gut vertreten. Der Film hat echte Empfindung. Er wird damit zum Erlebnis. Hierzu trägt Eckehard Kyraths sichere Kameraarbeit Bestimmendes bei. Sie vermittelt Szenen und Landschaften voll Rundung. Auch eine sich vier Jahrzehnten widmende Musik von Michael Jary wirkt der Grundstimmung des Lebenswerkes Filmwerkes gemäß. (Thalia-Theater).

Rudolf Christ

Das Deutsche Kreuz in Gold

Als weiterer Wiesbadener wurde für besondere Tapferkeit vor dem Feinde Hauptmann Gert Ebbecke, Wiesbaden, Hartingstr. 13, mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet.

Das EK 1. Klasse wurde dem H-Obmannführer Heinrich Happich, W.-Biebrich, Wiesbadener Str. 11, verliehen. Mit dem EK 2. Klasse wurden Marine-Sanitäts-Obergefr. Theo Kremer, Wiesbaden, Oranienstraße 54 und Gefreiter Wilhelm Hartmann, Wiesbaden, Emser Straße 28, ausgezeichnet.

Mit dem Kriegsverdienstkreuz ausgezeichnet

Richard Messinger, Wiesbaden, Moritzstraße 17, erhielt das Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse mit Schwertern.

In der Wandelhalle des Kurhauses, hat die Kurverwaltung, wie alljährlich, auch im sechsten Kriegsjahr wieder ihre Weihnachtsstanne, die stets bei groß und klein helle Bewunderung erregte, zur Aufstellung gebracht.

Und was tut Tessa?

Roman von ERIKA WILLE.

Pressrechte Duncker-Verlag, Berlin W. 36.
(14. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Wie sie lächelt, wie sie neben dem Mann steht, selber nervös und gespannt wie eins der edlen Rennpferde vor dem Start: Sie weiß genau, daß sie alles dransetzen wird. Tessa möglichst nicht wieder zu treffen — mit oder ohne Schlichtings Einverständnis, das muß sich ergeben.

„Kommen Sie schnell, es ist schon spät.“

Sie taucht schon im Gedränge der Menschen unter, fest darauf rechnend, daß der Mann ihr folgt.

„Wir treffen uns bestimmt nachher hier wieder, Tessa! Nicht durchgehen, bitte.“ Das ist wieder der warme Ton von gestern — aber Schlichting wendet sich doch schon, um Brigit nicht aus den Augen zu verlieren. Tessa Timmermanns sieht den beiden nach. O ja, sie wird hier auf ihn warten — aber ob er kommt?

Brigit hat inzwischen einen Schlachtplan entworfen. Allein kann sie nun während und vermutlich auch nach dem Rennen mit Schlichting nicht sein; denn Tessa überhaupt zu versetzen, scheint ihr zu gewagt. Es würde kein gutes Licht auf sie werfen.

Lächelnd sieht sie zu dem Mann auf, als er an ihrer Seite auftaucht: „Ich bin schrecklich aufgeregt. Sieht man es mir an?“

„Wegen Pedro?“

„Auch — wegen Pedro. Aber daß er siegt, weiß ich.“

Ihr Blick sagt alles, was der Mund verschweigt. Ob auch sie siegen werde, weiß ich noch nicht. O ja, ich weiß es doch! denkt sie — Schlichting erwidert ihren lächelnden Blick. Du hast ja schon geglaubt, weiß er — und sagt:

„Ich möchte Sie reiten sehen, Brigit. Ich habe Sie mir immer als Reiterin vorgestellt, wenn ich an Sie dachte.“

„Das wird nicht so oft gewesen sein. Da ist Pedro. Dies ist mein Vater. Herr — ja, Oberleutnant sind Sie wohl nicht immer? Also einfach Herr Schlichting. Mein Vetter Armin Retzlaff.“

Die Herren, die mit Pedro und Karpf auf dem Wege zur Waage waren, verneigten sich und machten sich mit Brigits neuester Eroberung bekannt. Wo hat sie denn diesen Mann wieder her, mit dem sie so vertraut tut? Armin Retzlaff hat Falten auf der Stirn.

Thomas Schlichting bewundert still das wunderbare Pferd. Es gehört zu Brigit, findet er, sie passen herrlich zusammen, Pferd und Reiterin. Mit ihrer langen Hand streicht sie dem Pferd sanft über die Nüstern und klopft ihm den Hals. Dann faßt sie ungeduldig nach Schlichtings Arm.

„Wir müssen uns beeilen — Trab. Durch die Bahn changiert — marsch!“ und zieht ihn richtig hinter sich her.

„Aber Tessa, — ich meine Fräulein Timmermanns?“

Schlichting weiß, daß Tessa auf ihn warten wird.

„Ach, Tessa! Die finden wir jetzt doch nicht; was glauben Sie, was das jetzt für ein Gedränge gibt. Pedro ist doch Sensation. Tessa steht sicher schon längst auf einem guten Platz an der Barriere, kommen Sie schon!“

So geschieht es, daß Schlichting das Rennen in dem Pedro mit zwei Nasenlängen in wundervoller Form den bisherigen Favoriten schlägt, an Brigits Seite in ihrer Loge miterlebt. Seine Blicke suchen während des Rennens ein paarmal Tessa, aber er kann sie nirgends entdecken.

Doch Tessa steht genau da, wo sie verabredet waren — Tessa steht und wartet und weiß doch ganz genau, daß sie nicht zu warten braucht, daß er nicht kommt.

Nach Pedros Sieg kommt es dann so, wie Brigit es vorausgesehen hat. Es gibt einen Riesenaufbruch

um den Sieger, Reporter drängen heran, ein Filmopérateur kurbelt.

Brigit steht lächelnd und siegesbewußt neben dem Hengst, legt ihre Arme um seinen Hals, sieht glücklich und sehr schön aus. Neben ihr gerät Schlichting auf den Filmaufnahmen, und sie lacht ihn an. „Nun werden wir beide zusammen berühmt, Sie, ich und Pedro!“

Dann hängt sie sich bei ihrem strahlenden Vater ein:

„Väterchen, nun wird gefeiert! Nun bekomme ich auch das versprochene Turnierpferd, nicht wahr, Armin? Vater, wo feiern wir? Schlichting, Sie tun doch mit? Tessa und ihre Gastgeber? Aber die sammeln wir auf und nehmen sie mit, das ist doch klar. Himmel, ich muß tanzen! Ich muß mich bewegen, ich muß Sie bekommen.“ Brigit Soltram ist auf einmal ein kleines, aufgeregtes Mädchen geworden, dem man seinen Willen tun muß, weil es so lieb ist.

Schlichting, der während des Rennens dicht neben der schönen Reiterin gesessen hat und mehr sie als das Rennen gesehen hat. Wie entzückend sie ist! Wie sie mitging, wie sie zitterte bei jeder Hürde, sich aufregte bei jedem Sprung. Wie sie fieberte, als der Favorit immer noch vor Pedro im Rennen lag, als es schon in die große Grade, das letzte Stadium des Rennens ging. Wie sie sich mit beiden Händen an seinem Arm festklammerte, als Pedro sich mit einem Mal streckte, jetzt erst zeigte, was er kann. „Pedro, Pedro — lauff! O Karpf, nicht die Gerte! Jetzt, jetzt überholt Pedro.“

So jäh ist Brigit von ihrem Sitz aufgesprungen, daß sie gegen den neben ihr stehenden Stuhl, auf dem eigentlich ihr Vater sitzen sollte, anstieß und taumelte — Schlichting hat sie eben noch auffangen können. Eine Sekunde lang hat er die schöne Frau in seinen Armen gehalten und an sich gedrückt, halb unbewußt, dann hat sie sich sanft losgemacht. Aber sie ist ganz dicht vor ihm stehen geblieben, er hat ihren schönen Körper spüren können. „Ach Gott, ich freue mich so!“ hatte sie hochaufatmend gesagt, als Pedro als Sieger durchs Ziel ging, und in ihren Augen hatte es geschimmert wie dicke Trä-

nen. Schlichting hatte ihr schleunigst wieder abgeben, was er minutenlang von ihr dachte — daß sie kokett und raffiniert sei. Sie hatte sich eben wirklich nur aufgeregt.

Und dann gibt es wirklich einen Abend mit Musik, Licht und perlendem Sekt. Man hat einen runden Tisch in einer Tanzbar erobert, und alles hört auf Brigits Kommando.

Tessa und das Ehepaar Banse sind auch dabei — Brigit hat Armin Retzlaff nach Pedros Sieg ausgeschickt, um sie zu suchen. Armin kannte Tessa von einem kurzen Besuch des Mädchens in Seddian her — es war für ihn nicht schwer, sie zu finden.

An einen niedrigen Zaun gelehnt, hatte sie das Gefühl, nicht mit eigenem Willen von der Stelle zu können, von der Stelle, an der Schlichting sie verlassen hatte, Armin Retzlaff hatte sie erlöst.

Fräulein Tessa, hier stecken Sie! Wie gut — Brigit kommandiert. Wir wollen zusammen essen und dann tanzen gehen. Sie sind doch mit von der Partie? Eine Absage darf ich übrigens gar nicht annehmen. Sie wissen doch, wenn Brigit etwas will! Wo sind Ihre Bekannten? „Banses? Die wollten nach dem Rennen zum Sattelplatz kommen.“ Tessa hatte das Gefühl, als sei sie eine Maschine. Aber sie konnte zu ihrem eigenen Erstaunen sprechen und sich bewegen — sie würde sogar tanzen können. Ja, sie wollte tanzen. Sie wollte Schlichting unbedingt sehen — sie mußte ihn etwas fragen —

Nun sitzt sie neben ihm in dem schönen, nicht allzu großen Raum, seine Hand liegt neben der ihren auf dem weißen Tischuch, manchmal streift sein Arm ihren Arm. Er spricht mit ihr, lacht, trinkt ihr zu — aber es ist ein anderer, ein fremder Schlichting.

„Wir wollen tanzen, Schlichting!“

Wieder springt Brigit auf, als die Musik einsetzt. Sie ist unersättlich, zu jedem Tanz „befiehlt“ sie sich einen Partner. Sie wartet nicht darauf, aufgefordert zu werden — das wäre ja noch schöner. Abwarten, wer es der Mühe für wert hält, sie um den Tanz zu bitten!

(Fortsetzung folgt)

